

Ein zentrales Thema des Gaismair-Jahrbuchs 2021 ist das Corona-Virus: die Reaktion der Tiroler Politik und die Folgen für Frauen, Asylsuchende und Armutsgefährdete. Ein Schwerpunkt beschäftigt sich mit der Anerkennung der Jenischen aus verschiedenen Perspektiven, in Österreich und auf europäischer Ebene, ein anderer mit dem Mentoring für MigrantInnen bei der Jobsuche und der Ehrung der Schriftstellerin Rosmarie Thümingner. – Das Kapitel zum Nationalsozialismus ruft das vergessene Durchgangslager Wörgl, den Widerstandskämpfer Hans Vogl und die Familie Grünmandl in Erinnerung. Ein Beitrag analysiert die missglückte Neugestaltung des Kriegerdenkmals der Universität Innsbruck. – Ein regionalhistorischer Schwerpunkt zu sozialen Bewegungen umfasst ein Interview mit Volker Schönwiese, einem zentralen Protagonisten der österreichischen Behindertenbewegung, und thematisiert die Rolle von Migration bei der Bewertung von Protesten sowie die Bedeutung transnationaler Netzwerke für regionale Frauenbewegungen. – Im Feld der visuellen Kunst werden zwei künstlerische Eingriffe in den städtischen Raum vorgestellt: das feministische Projekt SOLANGE sowie das Geflüchteten- und Mobilitätsprojekt Die MobilitäterInnen. Den Literaturteil bestreitet Christoph W. Bauer.

#### EIN VIRUS UND SEINE FOLGEN

Wie Tirol auf das Virus reagierte – Chronik eines Versagens · Corona, die Krise und die Frauen · Asyl in Zeiten des Virus · Corona und Armut

#### SOZIALE BEWEGUNGEN – REGIONALHISTORISCH BETRACHTET

Studierendenproteste und Migration in Innsbruck um 1968 · Die *Neue Frauenbewegung* in der mehrsprachigen Grenzregion Südtirol · Volker Schönwiese, ein Wegbereiter und Aktivist der Behindertenbewegung im Interview

#### ANERKENNUNG DER JENISCHEN

Die Anerkennung der Jenischen in Österreich · Die Jenischen – bald österreichische Volksgruppe? Erfahrungen aus dem Anerkennungsprozess der Roma · Zur Situation der Jenischen in der Schweiz und in Europa · Jenische Literatur · Lyrik · Der Jenische Kulturtag in Innsbruck

#### VOM FÖRDERN UND EHREN

Mentoring für MigrantInnen – eine win:win:win-Story · Die Schriftstellerin Rosmarie Thümingner

#### KÜNSTLERISCHE EINGRIFFE IN DEN STÄDTISCHEN RAUM

„SOLANGE“-Projekte auf Baustellen · Die MobilitäterInnen

#### WAS ERINNERN – WIE GEDENKEN?

Das Durchgangslager Wörgl der Deutschen Arbeitsfront · Erster Stolperstein in Tirol für Hans Vogl · Grünmandl. Geschichte. Gedanken. Bilder · Die Neugestaltung des Kriegerdenkmals der Universität Innsbruck

#### LITERATUR

Christoph W. Bauer: Wider eine Welt aus Pappmaché

StudienVerlag

ISBN 978-3-7065-6081-8



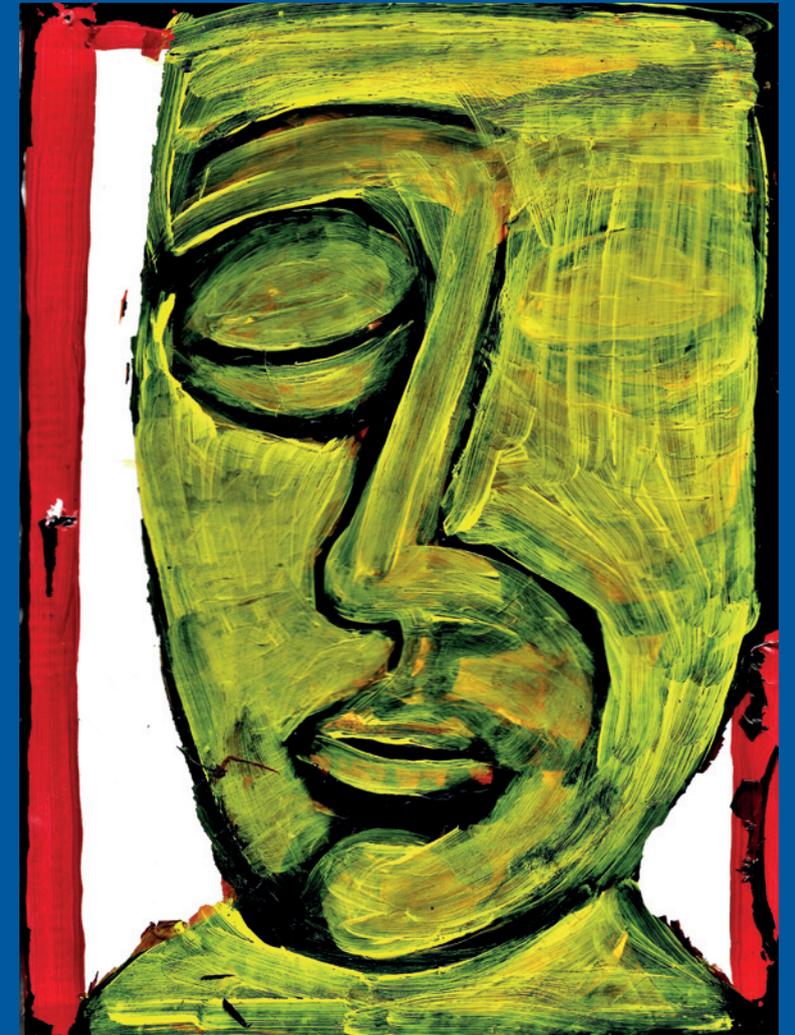
9 783706 560818

Unser vollständiges Programm  
und viele weitere Informationen  
finden Sie auf:

[www.studienverlag.at](http://www.studienverlag.at)

Gaismair-Jahrbuch 2021

Elisabeth Hussl/Martin Haselwanter/Horst Schreiber (Hg.)



# Gaismair-Jahrbuch 2021

Elisabeth Hussl/Martin Haselwanter/Horst Schreiber (Hg.)

## Ohne Maske

StudienVerlag



Elisabeth Hussl/Martin Haselwanter/Horst Schreiber (Hg.)

Gaismair-Jahrbuch 2021

Ohne Maske

# Jahrbuch der Michael-Gaismair-Gesellschaft

21/2021

herausgegeben von der Michael-Gaismair-Gesellschaft

[www.gaismair-gesellschaft.at](http://www.gaismair-gesellschaft.at)



Seit 21 Jahren werden in den Gaismair-Jahrbüchern gesellschaftspolitische und zeithistorische Themen kritisch diskutiert. Die Jahrbücher wenden sich an ein breites Publikum politisch, gesellschaftlich, aber auch literarisch interessierter Menschen.

Das Hauptanliegen ist dabei immer, demokratische Grundbedingungen wachzuhalten und Perspektiven der Veränderung sowie des Widerstandes gegen herrschaftliche Verhältnisse zu eröffnen.

Denn Demokratie ist nicht nur eine Frage technokratischer Verfahren, sondern eine Frage der Möglichkeiten politischer und ökonomischer Mitbestimmung aller Menschen, des sozialen Einschlusses, der Geschlechtergerechtigkeit und der antirassistischen Politik.

Einen Beitrag dazu zu leisten, ist das Anliegen der Gaismair-Jahrbücher.

Elisabeth Hussl/Martin Haselwanter/Horst Schreiber (Hg.)

# Gaismair-Jahrbuch 2021

Ohne Maske

**StudienVerlag**

Innsbruck  
Wien

# Inhalt

## Ein Virus und seine Folgen

<i>Horst Schreiber:</i> Einleitung	10
<i>Steffen Arora:</i> Wie Tirol auf das Virus reagierte – Chronik eines Versagens	12
<i>Alexandra Weiss:</i> Corona, die Krise und die Frauen. Ein Kommentar	20
<i>Herbert Langthaler:</i> Asyl in Zeiten des Virus	27
<i>Martin Schenk:</i> Im Vergrößerungsglas: Corona und Armut	35

## Soziale Bewegungen – regionalhistorisch betrachtet

<i>Martin Haselwanter:</i> Einleitung	44
<i>Marcel Amoser:</i> Der „ausländische Rädelsführer“ im Visier – Studierendenproteste und Migration in Innsbruck um 1968	46
<i>Andrea Urthaler:</i> Über die Grenzen hinweg. Transnationale Verwobenheiten und Vernetzungen der <i>Neuen Frauenbewegung</i> in der mehrsprachigen Grenzregion Südtirol	56
<i>Volker Schönwiese:</i> „Bildungsarbeit heißt auch, über die eigene Situation zu forschen, die eigene Situation zu analysieren“ Ein Interview, geführt von Martin Haselwanter	66

## Anerkennung der Jenischen

*Heidi Schleich/Elisabeth Hussl:*

Einleitung 78

*Simone Schönnett und Heidi Schleich im Gespräch:*

Die Anerkennung der Jenischen in Österreich –  
eine dringlichste Angelegenheit 84

*Erika Thurner:*

Die Jenischen – bald österreichische Volksgruppe?  
Erfahrungen aus dem Anerkennungsprozess der Roma 89

*Willi Wottreng/Daniel Huber:*

Die Sterne hängen nicht zu hoch:  
Zur Anerkennung der Jenischen in der Schweiz und in Europa 96

*Simone Schönnett:*

Jenische Literatur. Ein Zugang 103

*Sieglinde Schauer-Glatz:*

Lyrrik 107

breitgetretene worte 108

gehorsam 109

schattendasein 110

requiem 111

kalt und müde vom wandern /

biberisch und turmisch von der walz 111

*Alena Klinger/Michael Haupt:*

Wie aus Begegnungen Neues entsteht.  
Der Jenische Kulturtag in Innsbruck 112

## Vom Fördern und Ehren

*Horst Schreiber:*

Einleitung 124

*Michael Gredler:*

Mentoring für MigrantInnen – eine win:win:win-Story 125

*Irmgard Bibermann:*

Rosmarie Thümingen: Mit offenen Augen und wachem Sinn 135

## Künstlerische Eingriffe in den städtischen Raum

*Andrei Siclodi:*  
Einleitung: Kunst in die Zivilgesellschaft! 148

*Katharina Cibulka:*  
SOLANGE  
Ein Interview, geführt von Andrei Siclodi 151

*Carmen Brucic:*  
Die MobilitäterInnen  
Ein Interview, geführt von Andrei Siclodi 163

## Was erinnern – wie gedenken?

*Horst Schreiber:*  
Einleitung 176

*Erich Schreder:*  
Das vergessene Lager:  
Das Durchgangslager Wörgl der Deutschen Arbeitsfront (D.A.F.) 179

*Irmgard Bibermann:*  
Erster Stolperstein in Tirol für Hans Vogl.  
Eine persönliche Spurensuche 201

*Florian Grünmandl:*  
Grünmandl. Geschichte. Gedanken. Bilder 211

*Horst Schreiber:*  
Intellektuell bescheiden, künstlerisch anspruchslos:  
Die Neugestaltung des Kriegerdenkmals der Universität Innsbruck 225

## Literatur

*Christoph W. Bauer:*  
Einleitung 242

*Christoph W. Bauer:*  
Wider eine Welt aus Pappmaché 243

AutorInnen- und HerausgeberInnenverzeichnis 265



# Ein Virus und seine Folgen

## Einleitung

Als Professor Abronsius aus den Südkarpaten floh, schleppte er das Böse mit sich, mit seiner Hilfe konnte es sich über die ganze Welt ausbreiten, heißt es in der Schlusszene des Films „Tanz der Vampire“ aus dem Jahr 1967. Tirol generell und Ischgl speziell erlangten im Frühjahr 2020 europaweite Bekanntheit: als Hotspot der Verbreitung des Corona-Virus in unzählige Länder. Wie es dazu kommen konnte, wie die politisch Verantwortlichen, die Landessanitätsdirektion, Wirtschaftskammer und Touristik-Lobby handelten, weshalb also das Krisenmanagement misslang, beschreibt *Steffen Arora* in seinem Beitrag „Wie Tirol auf das Virus reagierte – Chronik eines Versagens“.

Die drei weiteren Beiträge des Schwerpunktes enthüllen die Auswirkungen des Umgangs der Politik mit dem Virus. 85 Prozent der Corona-bedingten Arbeitslosigkeit betraf in Österreich Frauen. Warum die Lage von Frauen in und nach dem Lockdown politisch kaum Interesse hervorrief, analysiert *Alexandra Weiss* in ihrem Kommentar „Corona, die Krise und die Frauen“ auf mehreren Ebenen. Sie verweist auf den verstärkt seit Ende der 1990er-Jahre antifeministischen Grundtenor in Politik und Medien, der die Forderungen nach sozialer Gleichheit zwischen Männern und Frauen in den Hintergrund treten ließ oder gleich als utopisches Hirngespinnst brandmarkte. Für den Mainstream-Feminismus und staatliche Frauenpolitik hat die soziale Frage wenig Bedeutung, bei den Regierungs-Grünen in Bund und Land scheint die inhaltliche Kompetenz als feministischer Partei über LGBT-Rechte und sprachpolitische Fragen nicht weit hinauszureichen. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Mehrheit der Frauen jenseits des bürgerlichen Universums finden geringe Beachtung, in der Krise seit Jahresbeginn 2020 noch weniger, als dies sonst schon der Fall ist. Gratisarbeit von Frauen in Pflege, Betreuung und Erziehung sind weiterhin selbstverständlich, ihre Systemrelevanz steht außerhalb des beschworenen Leistungsprinzips, sie begründet keine materielle Absicherung. Weiss kommt daher zum Schluss: „Die Krise hat offengelegt, wie wenig gesichert geschlechterpolitische Standards sind und wie prekär Geschlechterdemokratie ist, wird sie nicht sozialpolitisch flankiert. Durch die Abkoppelung der Frauenpolitik von Sozialpolitik wurde es für die politische Rechte einfach, sie als Teil des sogenannten Establishments zu denunzieren und anzugreifen.“

*Herbert Langthaler* legt in seinem Artikel „Asyl in Zeiten des Virus“ die Verlogenheit der beschönigenden Erzählung vom nationalen Schulterchluss offen, wir alle saßen in der Gesundheitskrise im selben Boot, Covid-19 mache alle gleich. Österreich schottete sich gegen Flüchtlinge ab, machte die Grenzen dicht, wollte nicht einmal ein paar Dutzend Mütter mit ihren Kindern oder unbegleitete Minderjährige aus den elenden griechischen Lagern aufnehmen. Schutzsuchende traf noch härter, worunter die österreichische Mehrheitsgesellschaft erheblich litt:

Maßnahmen der Freiheitsbeschränkungen und Isolation, die gesetzlich nicht gedeckt waren. Mit überzogenen Strafverfügungen gegen Flüchtlinge und alle, die sich unerlaubt im Freien aufgehalten hatten, setzte die Polizei die Einhaltung von Gesetzen durch, die in dieser Form nie in Kraft getreten waren. Allein bis April 2020 änderte die Bundesregierung 144 Gesetzesartikel oder erließ sie neu.

*Martin Schenk* schließt das Kapitel zu den Konsequenzen der scheinbar alternativen „Gesundheitspolitik“ von Bund und Land mit seinem Beitrag „Im Vergrößerungsglas: Corona und Armut“. Er veranschaulicht, dass sich die soziale Lage bei den unselbstständig Erwerbstätigen je nach Ausbildungsgrad und Einkommen verschlechtert hat. Zudem erläutert Schenk, weshalb SARS-CoV-2, so die offizielle Bezeichnung für das Virus, die ökonomisch Ärmsten am nachdrücklichsten trifft, am Arbeitsmarkt wie in den Familien. Wesentlich beteiligt an seiner Verbreitung waren die Wohlhabenden und Globalisierten, gelandet ist die Krankheit Covid-19 nun bei denen, die beengt wohnen, wenig verdienen, prekär und unter miserablen Bedingungen arbeiten. Einkommensverlust, Arbeitslosigkeit und Lehrstellenlücken, psychische Belastungen, Schlafstörungen und das Gefühl der Vereinsamung plagten Hunderttausende Menschen, betont Schenk. Die Konjunkturpakete der Regierung bevorzugen die Haushalte mit den höchsten Einkommen gegenüber Geringverdienenden. Letztere profitieren am meisten von Zuschüssen zum Arbeitslosengeld und zur Familienbeihilfe.

Die vielen migrantischen 24-Stunden-Pflegerinnen und ErntehelferInnen, meist leben sie in ihrem Herkunftsland in bitterarmen Verhältnissen, waren zwar unentbehrliche Arbeitskräfte und wurden deshalb auf dem Land- und Luftweg nach Österreich geholt. Doch ihre Kinder erhalten nicht einmal die Hälfte des Krisen-Bonus, den die Regierung österreichischen Kindern zugesteht. So als ob Türkis-Blau weiterhin regieren würde. Damals unter Kurz / Strache wie heute unter Kurz / Kogler geht es nicht um finanzielle Ersparnisse. Türkis setzt bewusst rassistische Zeichen, um sich mit einer harten „Ausländerpolitik“ als bessere FPÖ zu positionieren. Die grüne Koalitionspartnerin bedauert, verweist entschuldigend darauf, nur eine 14%-Partei zu sein und vertröstet auf eine bessere Zukunft, in der sie ihre sozial- und menschenrechtspolitischen Anliegen durchbringen werde. Vom Zammhalten und dem Team Österreich wie beim Ausbruch der Pandemie ist nicht mehr die Rede. Die Bäuerinnen und Bauern erhalten als Teil der Corona-Hilfspakete für die Landwirtschaft eine jährliche Pensionserhöhung von durchschnittlich 450 Euro, unbefristet. Bei den Arbeitslosen entschied sich die Bundesregierung für eine Einmalzahlung von 450 Euro. Einer generellen Erhöhung des Arbeitslosengeldes wenigstens für die Dauer der sozialen Krise verschloss sie sich, denn, so Kanzler Kurz: „Es muss attraktiv sein, arbeiten zu gehen. Es gibt Bereiche, wo es sehr schwierig ist, Arbeitskräfte zu finden“.<sup>1</sup>

## Anmerkung

1 Kurz verteidigt Einmalzahlung für Arbeitslose, <https://orf.at/stories/3169694/>, 15.6.2020 (Zugriff 10.8.2020).



# Soziale Bewegungen – regionalhistorisch betrachtet

## Einleitung

Wie kein anderes steht das Jahr 1968 für Protest gegen Krieg, Unterdrückung und konservative Nachkriegsstrukturen. Wenn in Österreich Fragen zur 1968er-Bewegung oder den aus dieser hervorgehenden Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er- und 1980er-Jahre diskutiert werden, dann befindet sich vielfach Wien im Mittelpunkt. Im Rahmen des vorliegenden Schwerpunktes<sup>1</sup> erfährt dieser Blickwinkel eine regionalhistorische Erweiterung, wobei gleichermaßen nach bisher weniger berücksichtigten Aspekten gefragt wird: Welche Relevanz hatte Migration bei der Bewertung und Mobilisierung von Protestaktionen im Jahr 1968, welche Bedeutung hatten transnationale Netzwerke für regionale Frauenbewegungen der 1970er-, 1980er- und 1990er-Jahre und wie kam es zur Entstehung einer zweiten Behindertenbewegung?

Im ersten Beitrag „Der ‚ausländische Rädelsführer‘ im Visier – Studierendenproteste und Migration in Innsbruck um 1968“ thematisiert *Marcel Amoser* politischen Aktivismus, der zu unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Themen Stellung bezog. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt er das Internationale Komitee für Solidarität mit Vietnam (IKSV), wobei sich Amoser besonders auf das Thema Migration konzentriert. Jede/jeder dritte Studierende in Innsbruck hatte damals eine ausländische StaatsbürgerInnenschaft. Die Frage nach der Rolle nichtösterreichischer StudentInnen bei Protesten und wie Behörden sowie Medien die Beteiligung der so genannten AusländerInnen interpretierten, liegt somit nahe.

Unter dem Titel „Über die Grenzen hinweg. Transnationale Verwobenheiten und Vernetzungen der *Neuen Frauenbewegung* in der mehrsprachigen Grenzregion Südtirol“ beschreibt *Andrea Urthaler* grenzüberschreitende Dimensionen der sich organisierenden feministischen Bewegung nach 1968. Der in dem Artikel beschriebene rege Austausch zwischen der Frauenbewegung in Südtirol und jener in Innsbruck mag auf den ersten Blick eher wenig erstaunen. Innsbruck war damals die geographisch am nächsten gelegene deutschsprachige Universitätsstadt und eine Mehrheit in Südtirol gehörte der deutschen Sprachgruppe an. Betrachtet man allerdings die Gesamtentwicklung der Bewegung in Südtirol, verdeutlicht sich, dass besonders in der Anfangszeit Einflüsse aus italienischen Universitätsstädten wesentlich waren. Anhand von Beispielen verweist Urthaler zudem auf Verwobenheiten mit der BRD.

Im Kontext der Neuen Sozialen Bewegungen begann sich Ende der 1970er-Jahre auch eine zweite Behindertenbewegung zu konstituieren. Ein biographisch-narratives Interview mit *Volker Schönwiese*, einem Wegbereiter und Aktivisten der Bewegung, zeichnet sowohl deren Entwicklung als auch die politische Sozialisation Schönwieses in Tirol nach. In dem von Martin Haselwanter geführten Interview mit dem Titel „Bildungsarbeit heißt auch, über die eigene Situation zu forschen,

die eigene Situation zu analysieren“ wird Bildung als ein zentrales Element sozialer Bewegungen beschrieben. Eine soziale Bewegung muss sich nämlich laut Schönwiese nicht nur bilden im Sinne von organisieren, sie muss sich auch geistig bilden: Erst dadurch werden sich BewegungsaktivistInnen über die eigene Situation sowie über vorherrschende Ungerechtigkeiten und darüber, wie diesen gemeinschaftlich begegnet werden kann, bewusst.

## Anmerkung

- 1 Die Idee zu diesem Schwerpunkt resultiert aus der Moderation des Panels „Neue Perspektiven auf soziale Bewegungen im 20. Jahrhundert“ am 1. Virtuellen Österreichischen Zeitgeschichtetag (17.4.2020). Die drei ReferentInnen Marcel Amoser, Andrea Urthaler und Volker Schönwiese baten mich dankenswerterweise um die Moderation ihrer Vorträge.



# Anerkennung der Jenischen

## Einleitung

Prüfung der Anerkennung der jenischen Volksgruppe. So steht es im Regierungsprogramm der türkis-grünen Koalition vom Jänner 2020, die sich nach dem politischen Skandal der sogenannten Ibiza-Affäre und folglich dem Bruch der Regierungskoalition aus ÖVP und FPÖ erstmals auf Bundesebene in Österreich gebildet hat. Der Titel des Übereinkommens der Neuen Volkspartei und der Grünen: Aus Verantwortung für Österreich. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte und Situation der Jenischen sowie folglich deren gesellschaftliche Aufwertung ist dabei ein längst überfälliger Schritt. Trotzdem oder gerade deshalb ist das Vorhaben der Bundesregierung Grund zur Freude und Anlass für diesen vorliegenden Schwerpunkt im Gaismair-Jahrbuch. Die AutorInnen – langjährige AktivistInnen und WissenschaftlerInnen auf diesem Gebiet – widmen sich der Anerkennung der Jenischen aus verschiedenen Perspektiven und geben Einblicke in das Leben, Wirken und Schaffen dieser Minderheit, in Österreich und auf europäischer Ebene.

Jenische sind seit Jahrhunderten in Österreich und anderen Ländern Europas beheimatet. Aufgrund ihrer früher oft fahrenden oder seminomadischen Lebensweise wurden und werden Jenische immer noch häufig als fremd und eingewandert betrachtet. Jenische waren vielfach nur zeitweise bzw. saisonal Fahrende und verbrachten beispielsweise die kalte Jahreszeit in ihrer Heimatgemeinde. Sie lebten und leben hier und sind österreichische StaatsbürgerInnen. Es ist anzunehmen, dass es Jenische in Österreich viel länger gibt, als historische Quellen belegen. Jenisch zeichnet sich vielfach durch mündliche Tradition aus, was im Umkehrschluss heißt, dass es wenig schriftliche Quellen – vor allem aus jenischer Hand – gibt. Außerdem werden Jenische in historischen Quellen meist nicht als solche benannt, sondern sind in fragwürdigen Fremdbezeichnungen wie Gauner, Zigeuner und Banden mitgemeint. Das führt dazu, dass der Nachweis anhand schriftlicher Quellen lückenhaft bleibt.

Um auf vielfältige Weise ihren Unterhalt zu verdienen und damit der Armut vor Ort zu entkommen, fuhren Jenische durch die Lande. Sie wurden von der Obrigkeit zu Vogelfreien erklärt, galten als Nomaden und Heimatlose, aber auch als Arbeitsscheue und Minderwertige. Im Nationalsozialismus als sogenannte Zigeunermischlinge oder Asoziale verfolgt und ermordet, nahmen Gewalt, Unterdrückung und Erniedrigung – durch anerkannte Institutionen, Kindeswegnahmen und erbarmungslose Erziehungsmethoden in Heimen – auch nach 1945 kein Ende. Durch Diskriminierung und Kriminalisierung ins Verborgene gedrängt, sind ihre Geschichten und Existenzen, ihre Sprache und kulturellen Traditionen lange Zeit unbeachtet geblieben. Doch das sollte sich ändern.

Romedius (Romed) Mungenast aus Zams in Tirol lieferte den Anstoß in Österreich, als er in den 1980er-Jahren damit begann, offen seine Herkunft zu thema-

tisieren. Der Bahn-Rangierer veröffentlichte Gedichte, wurde zu Diskussionen eingeladen, war Gastlehrer an der Universität und erzählte in Schulen von seinem Leben. 1990 legte er einen wichtigen Meilenstein zur Sichtbarmachung der Jenischen: Seine Gedichte erschienen in dem Band „Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch“, herausgegeben von Gerald Nitsche (Haymon, Innsbruck 1990), der noch heute mit seinem „EYE-Literatur-Verlag der europäischen Wenigerheiten“ den Jenischen und anderen Minoritäten eine Stimme gibt. Im Gaismair-Kalender 1992 erschienen Mungenasts „Jenische Reminiszenzen“. 1998 begleitete er zum ersten Mal eine Diplomarbeit an der Universität Innsbruck (Heidi Schleich, Die Jenische Sprache in Tirol<sup>1</sup>, Institut für Sprachwissenschaft). Zu dieser Zeit hatte er bereits ein großes Netzwerk an Wegbegleitenden, Fachleuten und Interessierten in ganz Europa aufgebaut. 2003 erhielt Romed Mungenast die Verdienstmedaille des Landes Tirol und 2004 verlieh ihm der österreichische Bundespräsident den Berufstitel Professor. Er verstand dies als Zeichen dafür, dass Jenische zunehmend gesellschaftlich wahrgenommen und respektiert werden.

Heute existieren zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen in historischen, literarischen und soziokulturellen Zusammenhängen. Seit ihren Anfängen hat sich die Michael-Gaismair-Gesellschaft in ihren Publikationen kontinuierlich dieser Thematik verschrieben. Zu erwähnen sind hierbei – über die AutorInnen dieses Schwerpunkts hinaus – insbesondere Horst Schreiber, Elisabeth Grosinger-Spiss, Roman Spiss und Oliver Seifert im historischen Kontext sowie Beate Eder-Jordan im universitären Bereich. Sie alle forcieren seit Jahren im Austausch und in Kooperation mit Jenischen eine Auseinandersetzung mit jenischen Lebensgeschichten und Lebensrealitäten.<sup>2</sup> Genannt werden müssen in diesem Zusammenhang auch der Jenische Kulturverband und die Initiative Minderheiten, die jährlich den Jenischen Kulturtag veranstaltet. Ursula Hemetek als Musikwissenschaftlerin oder etwa Karin Lehner als Journalistin haben die Thematik bereits sehr früh aufgegriffen und begleitet. Aber auch andere forschen, publizieren und engagieren sich in diesem Feld.<sup>3</sup> Europaweit gibt es diverse Ausstellungsorte. In Österreich war hierbei die Dauerausstellung „Bleiben oder Gehen“ im Bezirksmuseum auf Schloss Landeck Vorreiterin. Romed Mungenast arbeitete an der Ausstellung mit. Er legte großen Wert darauf, Gedichte, Aufzeichnungen und Sammlungen zu erhalten. Sein Nachlass ist heute im Forschungsinstitut Brennerarchiv der Universität Innsbruck beheimatet. Als Romed Mungenast 2006 verstarb, wurde es vorerst ruhiger um das Thema. Doch seine Spuren gruben sich tief ein, sodass es 14 Jahre später Eingang in das Regierungsprogramm finden konnte.

*Simone Schönelt* und *Heidi Schleich* begründeten 2020 die Initiative zur Anerkennung der Jenischen in Österreich. In ihrem Beitrag „Die Anerkennung der Jenischen in Österreich – eine dringlichste Angelegenheit“ zeigen sie auf, was diese so wichtig und erstrebenswert macht: „Die Jenischen sind ein Teil Österreichs und seiner Geschichte. Die Anerkennung dieser Volksgruppe nach dem Gesetz heißt, das sichtbar zu machen. Sie ist ein längst fälliger Schritt zur späten Rehabilitation der Jenischen, ihrer Kultur und ihrer Geschichte. Ein bedeutender Akt der Restitution von Menschenwürde für diese in Österreich immer ‚vergessene‘ Min-

derheit.“ Die beiden Autorinnen gehen auf Voraussetzungen, Kriterien und die Bedeutung der Anerkennung dieser transnationalen, europäischen Minderheit ein und sprechen über traditionelle Strukturen und Formen der Vernetzung, Kommunikation und Selbstorganisation von Jenischen. Sie fordern mehr Bewusstsein und Sensibilität und dass Jenische in Lehre und Erinnerungskultur berücksichtigt werden.

*Erika Thurner* spricht in ihrem Beitrag „Die Jenischen – bald österreichische Volksgruppe? Erfahrungen aus dem Anerkennungsprozess der Roma“ von einem „Präzedenzfall für die aktuellen Bemühungen der jenischen Volksgruppe“. Roma sind seit 1993 als österreichische Volksgruppe anerkannt. Die Historikerin und Politikwissenschaftlerin, die den Prozess aktiv begleitete, schildert sehr aufschlussreich grundlegende Verbindungen, Analogien und Unterschiede zwischen den beiden Minderheiten auf dem Weg zur Anerkennung, sieht eine günstige(re) Ausgangslage für die Jenischen und kommt zum Schluss: „Wie den Roma geht es der jenischen Volksgruppe vor allem um Respekt, um gesellschaftliche Aufwertung! Als späte, ja überfällige offizielle Entschuldigung und Eingeständnis, dass der österreichische Staat seit 1945 für das Unrecht gegenüber den Angehörigen dieser Volksgruppe Mitverantwortung trägt! Sofern ernsthafter politischer Wille dahinter steht, könnte die Aufnahme der Jenischen in den Volksgruppenstatus nahezu hindernisfrei verlaufen.“ Die Anerkennung der Roma biete einen beispielhaften Ansatz dafür, so Thurner, deren Beitrag beinahe als eine Anleitung für ein schnelles Verfahren gesehen werden könnte.

Vom Kampf um Anerkennung und der Lage der Jenischen in der Schweiz handelt der Beitrag von *Willi Wottreng* und *Daniel Huber* mit dem Titel „Die Sterne hängen nicht zu hoch: Zur Anerkennung der Jenischen in der Schweiz und in Europa“. Im Unterschied zu Österreich sind die Jenischen in der Schweiz seit 2016 als nationale Minderheit anerkannt. Als Vertreter der Radgenossenschaft der Landstrasse, der Dachorganisation von Jenischen und Sinti in der Schweiz, die 1975 gegründet wurde, geben die beiden Autoren Einblick in den langen und mühsamen Weg bis zur ausdrücklichen Anerkennung durch die Schweizer Landesregierung. Sie berichten vom beharrlichen politischen Druck, von Petitionen sowie ersten Durchbrüchen und bieten Hintergrundinformationen zu Organisation und Wirken der Jenischen in der Schweiz und über Grenzen hinaus. „Die Radgenossenschaft setzte sich [...] früh das weitergehende Ziel, auf die europäische Anerkennung der Jenischen hinzuarbeiten. In der Meinung, dass die Anerkennung in möglichst vielen europäischen Ländern und durch europäische Gremien die jenischen Gemeinschaften in jedem einzelnen Land stärkt“, führen die Autoren an. Im Sommer 2019 wurde der Europäische Jenische Rat gegründet, der auf eine Anerkennung der Jenischen in Europa abzielt.

Die jenische Schriftstellerin *Simone Schönnett* gibt in ihrem Beitrag „Jenische Literatur. Ein Zugang“ Einblicke in jenische Literatur und Erzähltraditionen und teilt ihr Selbstverständnis und ihre Erfahrungen mit den Lesenden. Die scheinbare Sicherheit geschriebener Tatsachen steht der vermeintlichen Filigranität erzählter Kultur gegenüber, eine Erzähltradition, die weit zurückreicht und einen besonderen Stellenwert einnimmt, erklärt Schönnett: „Die Kultur der Jenischen ist eine

ausschließlich mündlich überlieferte und wird von ihnen auch so gelebt. [...] Die Kultur-Tradition des Mündlichen umfasst nicht nur die Sprache, das Jenische, das wie die Musik, nur innerhalb der Familie weitergegeben wird, sondern auch kulturelles, historisches und praktisches Wissen. Diese Art des Bewahrens und Weitergebens ist zentral für die jenische Minderheit.“ Die geschriebene jenische Literatur startete wohl in der Schweiz mit Mariella Mehr, aber auch in Österreich gibt es interessante Beispiele – Simone Schönett ist eine wichtige Vertreterin der neuen Generation.

*Sieglinde Schauer-Glatz*, Autorin und Lyrikerin mit jenischen Wurzeln, zieht in fünf Gedichten einen roten Faden durch eine Gesellschaft, die Armut, Flucht und Elend oft zulässt, versteckt, kriminalisiert, mit Worten breit tritt, aber wohl zu oft nicht tatkräftig dagegen antritt. Ihre lyrischen Beiträge in diesem Jahrbuch sind eine Zusammenstellung aus neueren und älteren Werken, die auch heute noch von gesellschaftspolitischer Aktualität und Relevanz sind. Sieglinda Schauer-Glatz ist es stets ein Anliegen, aufzuarbeiten, was war, und aufzuzeigen, was ist – sichtbar zu machen, dass es Jenische gibt und sich nicht zu verstecken. Es geht darum, an frühere Zeiten und Vorfahren zu erinnern und zu erzählen, was sie erlebt haben – Ausgrenzung und den Umgang mit Armut zu thematisieren und einen Bezug zur Gegenwart herzustellen. In ihren lyrischen Texten fordert die Autorin stets Menschlichkeit ein. Ein literarisches Denk- und Mahnmal. Das fünfte Gedicht erscheint zweisprachig und lässt die Lesenden in die jenische Sprache eintauchen.

*Alena Klinger* und *Michael Haupt* von der Initiative Minderheiten Tirol blicken in ihrem Beitrag mit dem Titel „Wie aus Begegnungen Neues entsteht. Der Jenische Kulturtag in Innsbruck“ auf vier Jenische Kulturtage zurück. Sie berichten von den vielseitigen Aspekten, Programmpunkten und Highlights dieser Veranstaltung, die 2016 erstmals über die Bühne ging. Ob in Form von Erzählungen, Vorträgen und Gesprächen, Musik, Theater und Literatur, Ausstellung oder Handwerk: Der jenische Kulturtag möchte die jenische Gegenwart und Vergangenheit sichtbar machen, Wissen vermitteln, sensibilisieren sowie Austausch und gegenseitiges Kennenlernen ermöglichen. Er hat sich als Ort etabliert, an dem Begegnung, Kulturelles und Diskursives stattfinden, und wurde zu einer Plattform für Jenische, wo „neue Verbindungen, neue Ideen und neue Möglichkeiten“ entstehen. Ausgewählte Bilder veranschaulichen die Veranstaltung, die es auch weiterhin geben soll.

## Anmerkungen

- 1 Die Diplomarbeit von Heidi Schleich ist als Buch erschienen im EYE-Verlag mit dem Titel „Das Jenische in Tirol“, 3. und überarbeitete Auflage, Landeck 2018.
- 2 Folgende Publikationen der Michael-Gaismair-Gesellschaft sind bisher erschienen:
  - Beate Eder-Jordan/Erika Thurner/Elisabeth Hussl: Einleitung: Roma. Sinti. Jenische, in: Martin Haselwanter u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2012. Demokratie – Erinnerung – Kritik, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2011, S. 94–96.
  - Beate Eder-Jordan: Das Wissen bündeln. Überlegungen zum Projekt „Durchreiseplatz für Roma, Sinti und Jenische in Tirol“, in: Martin Haselwanter u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2012. Demokratie – Erinnerung – Kritik, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2011, S. 130–135.
  - Elisabeth Grosinger: Pseudowissenschaftliche Forschungen über Jenische während und nach der NS-Zeit, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2006. Am Rand der Utopie, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2005, S. 102–112.
  - Elisabeth Grosinger/Roman Spiss: Die Jenischen in Tirol, in: Lisa Gensluckner u. a. (Hg.), Gaismair-Jahrbuch 2002. Menschenbilder – Lebenswelten, Innsbruck–Wien–München 2001, S. 53–63.
  - Elisabeth Hussl: Einleitung: Antiziganismus – eine spezifische Form des Rassismus, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2017. Trotz alledem, Innsbruck–Wien–Bozen 2016, S. 66–69.
  - Erika Thurner: Roma, Sinti und Jenische in Österreich. Die langen Schatten des (Ver-)Schweigens, in: Martin Haselwanter u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2012. Demokratie – Erinnerung – Kritik, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2011, S. 97–105.
  - Ferdinand Koller: „Roma RauSS“: Antiziganismus in Österreich, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2017. Trotz alledem, Innsbruck–Wien–Bozen 2016, S. 94–99.
  - Gitta Martl/Nicole Sevice: Durchreiseplatz „Ketani“ für Sinti und Roma in Linz, in: Martin Haselwanter u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2012. Demokratie – Erinnerung – Kritik, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2011, S. 111–114.
  - Hans Haid: Vagabundus – Kesselflicker – Tschuschenmaadle, in: Michael-Gaismair-Gesellschaft (Hg.): Gaismair-Kalender, Innsbruck 1983, S. 96–99.
  - Horst Schreiber: Einleitung: BarackenbewohnerInnen, Lagerinsassen und Jenische, in: Ders. u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2016. Zwischentöne, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 98.
  - Horst Schreiber: Eine Frage der Ehre. Über den Stolz eines Jenischen, in: Ders. u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2016. Zwischentöne, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 113–118.
  - Horst Schreiber: In die Bocksiedlung und ins Barackenlager Reichenau statt in die Sowjetunion, in: Ders. u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2016. Zwischentöne, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 119–127.
  - Horst Schreiber: Jenische Stimmen, in: Ders. u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2016. Zwischentöne, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 109–112.
  - Horst Schreiber: „... obwohl sie der Rasse nach keine Karnerin ist“. Die Verfolgung der Jenischen in Tirol, in: Ders. u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2016. Zwischentöne, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 99–108.
  - Horst Schreiber: „Aus zwei Leben wird ein Leben sozusagen“. Die jenische Dichterin Sieglinde Schauer-Glatz, in: Monika Jarosch u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2015. Gegenstimmen, Innsbruck–Wien–Bozen 2014, S. 182–192.
  - Horst Schreiber: Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Innsbruck–Wien–Bozen 2010 (transblick 6). Siehe auch: Horst Schreiber: Jenische Familien – Die Tradition der „residualen Armut“, in: Ders.: Restitution von Würde. Kindheit und Gewalt in Heimen der Stadt Innsbruck, Innsbruck–Wien–Bozen 2015, S. 191–206.
  - Horst Schreiber: „Angesichts des erheblichen Schwachsinn und der (...) psychopathischen Minderwertigkeit ist Sterilisation zu fordern“, in: Monika Jarosch u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2009. Überwältigungen, Innsbruck–Wien–Bozen 2008, S. 99–106.
  - Horst Schreiber: Eine jenische Kindheit in Tirol, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2007. Zu schön, um wahr zu sein, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2006, S. 206–216.

- Julia Grabenweger: Gedanken und Gedenken. Essay zur Exkursion: Roma und Sinti in Österreich. Kulturelles Gedächtnis und Gedenkpolitik (3.–5. Mai 2010), in: Martin Haselwanter u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2012. Demokratie – Erinnerung – Kritik, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2011, S. 115–122.
  - Markus End: Antiziganismuskritik und Kritik des „Antiziganismus“. Ein Beitrag zur Analyse des Phänomens und zur Diskussion um den Begriff, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2017. Trotz alledem, Innsbruck–Wien–Bozen 2016, S. 72–81.
  - Oliver Seifert: Roma und Sinti im Gau Tirol-Vorarlberg. Die „Zigeunerpolitik“ von 1938 bis 1945 (Tiroler Studien zu Geschichte und Politik).
  - Romed Mungenast: Jenische Gedichte, in: Lisa Gensluckner u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2002. Menschenbilder – Lebenswelten, Innsbruck–Wien–München 2001, S. 64–68.
  - Romedius Mungenast: Der Rollerschinaggler, in: Gaismair-Kalender, Innsbruck 1994, S. 64.
  - Romed Mungenast: Erinnerungen eines Jenischen anni 38, in: Gaismair-Kalender, Innsbruck 1993, S.113.
  - Romed Mungenast: Jenische Reminiszenzen, in: Gaismair-Kalender, Innsbruck 1992, S. 47.
  - Sieglinde Schauer-Glatz: gleichgültigkeit – vorurteile, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2017. Trotz alledem, Innsbruck–Wien–Bozen 2016, S. 70–71.
  - Tobias Neuburger: Aufführungen des Antiziganismus. Bedeutungs- und Sinngehalt der ‚Zigeuner‘-Maskerade am Beispiel der Tiroler Fasnacht um 1900, in: Horst Schreiber u. a. (Hg.): Gaismair-Jahrbuch 2017. Trotz alledem, Innsbruck–Wien–Bozen 2016, S. 82–89.
  - Waltraud Kreidl: Karrner, in: Gaismair-Kalender, Innsbruck 1992, S. 41–46.
- 3 Siehe hierzu z. B. die Beiträge im Sammelband von Erika Thurner/Elisabeth Hussl/Beate Eder-Jordan (Hg.): Roma und Travellers. Identitäten im Wandel. Mit einem Vorwort von Karl-Markus Gauß, Innsbruck 2015.

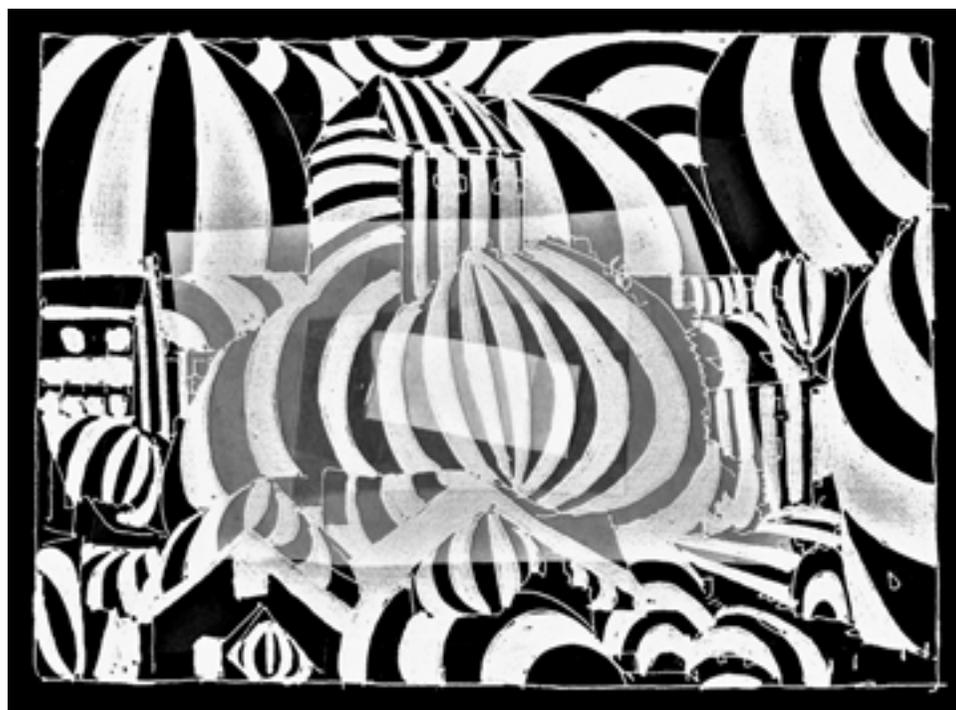


# Vom Fördern und Ehren

## Einleitung

Selbst bei einer abgeschlossenen Berufsausbildung, einer abgelegten Reifeprüfung oder einer höheren (Aus)Bildung landen Menschen mit Migrationshintergrund und Fluchterfahrung häufig in prekären Arbeitsverhältnissen: etwa weil ihnen die Netzwerke fehlen oder auch Abschlüsse und Zertifikate nicht anerkannt werden. Die österreichische Wirtschaft greift auf billige Hilfsarbeitskräfte aus dem Ausland zurück, braucht aber auch qualifizierte ZuwanderInnen, um ihren Bedarf an gut ausgebildeten Fachkräften decken zu können. Seit mehr als einem Jahrzehnt betreibt daher die Wirtschaftskammer mit dem Österreichischen Integrationsfonds und dem Arbeitsmarktservice ein Förder-Programm. *Michael Gredler* stellt in seinem Beitrag „Mentoring für MigrantInnen – eine win:win:win-Story“ Ablauf und Inhalt dieses Programmes vor. Er selbst ist einer der MentorInnen, die ehrenamtlich ihre Erfahrungen und ihr Wissen teilen, um migrantische Menschen bei ihrem Einstieg in den Arbeitsmarkt zu unterstützen. Gredler sieht im Mentoring-Prozess einen Vorteil für alle Seiten: Unternehmen profitieren materiell und in ihrer Außenwirkung als weltoffene Betriebe; die MentorInnen erweitern ihren Horizont, lernen bemerkenswerte Menschen kennen und stärken die eigenen interkulturellen Kompetenzen; die Mentees steigern ihr Selbstbewusstsein, erfahren Unterstützung im Umgang mit den Tücken des Arbeitsmarktes und Hilfe beim angestrebten sozialen Aufstieg in der neuen Heimat.

Rosmarie Thümingler ist Schriftstellerin, Kinderbuchautorin und politische Aktivistin. Ihre Veröffentlichungen verbinden biografische Erfahrungen und historische Gegebenheiten, literarisches und sozialpolitisches Engagement. Die Zeit des Nationalsozialismus ist eines ihrer bevorzugten Themen. 1989 erhielt sie den Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis, 2014 den Otto Grünmandl Literaturpreis. Im Sommer 2019 ehrte das Innsbrucker Literaturhaus am Inn Thümingler anlässlich ihres 80. Geburtstages mit einer Festveranstaltung. *Irmgard Bibermann* würdigte sie mit einer Szenischen Lesung der Theatergruppe nachtACTiv. Für das Gaismair-Jahrbuch 2021 hat Bibermann den Beitrag „Rosmarie Thümingler: Mit offenen Augen und wachem Sinn“ verfasst, in dem sie das literarische Schaffen und politische Engagement der Jubilarin Revue passieren lässt. Die Schriftstellerin will aufklärerisch wirken, Vergessenes aufspüren und eine breite Öffentlichkeit mit diesem Nichterzählten vertraut machen, sei es den kommunistischen Widerstand im Nationalsozialismus oder eine Aufbegehrende wie Adele Stürzl, hingerichtet durch das Fallbeil in München. Irmgard Bibermann betont, dass „Rosmarie Thümingler gelingt, woran viele scheitern: junge Menschen anzusprechen, ihnen über die Literatur einen Zugang zu politischen Themen zu ermöglichen, der ihre Köpfe und Herzen bewegt.“



# Künstlerische Eingriffe in den städtischen Raum

## Einleitung: Kunst in die Zivilgesellschaft!

„Wann wurde ‚Kunst im öffentlichen Raum‘ zu so etwas wie ein Schimpfwort?“, fragten 2008 Cameron Cartiere und Shelly Willis in ihrer einflussreichen Anthologie *The Practice of Public Art* über die Geschichte und Ausformungen von Kunst im öffentlichen Raum in den USA und Großbritannien.<sup>1</sup> Mit dieser provokanten Fragestellung wiesen die AutorInnen auf eine paradoxe Stellung von Kunst im öffentlichen Raum innerhalb des Kunstbetriebs hin. Denn obwohl unbestritten ist, dass Kunstproduktionen und -interventionen außerhalb des tradierten Ausstellungsraums viel mehr Publikum ansprechen als eine Ausstellung visueller Kunst in der „weißen Zelle“, hat Kunst im öffentlichen Raum bis heute nicht die ihr eigentlich gebührende Glaubwürdigkeit und Akzeptanz als eigenständige künstlerische Praxis erlangt. Es scheint, als ob eine unausgesprochene Übereinkunft in dem Establishment des Kunstbetriebs bestünde, derzufolge Kunst im öffentlichen Raum mit Kompromiss, Vereinfachung und Abhängigkeit gleichgesetzt ist. Diese Argumentation übersieht jedoch meist den sozialen und kulturellen Beitrag, den Kunst im öffentlichen Raum zu generieren vermag – einen Beitrag, der gerade die demokratischen Errungenschaften des kritischen Dialogs und der Kompromissfindung in ihrer unersetzbaren Bedeutung hervorhebt. Ebenso unterschätzt wird dabei auch die Chance, die eine ergebnisorientierte Auseinandersetzung zwischen KünstlerInnen, KuratorInnen, öffentlichen oder privaten AuftraggeberInnen sowie den technischen ProduzentInnen mit sich bringt. Denn diese – idealerweise öffentlich geführte – Auseinandersetzung kann schlussendlich nur zu einem besseren Verständnis der Gegenwartskunst in der Zivilgesellschaft führen und damit auch ihren gesellschaftlichen Wert erhöhen. Trotz dieser auf der Hand liegenden Vorzüge findet Kunst im öffentlichen Raum immer noch in einem unklar definierten Verhältnis zwischen kommerziellem Kunstmarkt und öffentlichen Ausstellungsinstitutionen statt, zwischen privaten Firmen, die darin vor allem eine kulturalisierte Identitätspolitik und Repräsentation des eigenen Unternehmens sehen wollen, und der öffentlichen Hand, die bisweilen, aber gewiss nicht immer und überall, in ihr einen Bildungsauftrag erkennt.

Tirol ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Zur gleichen Zeit, als Cartiere und Willis ihre provokante These formulierten, führte das Land Tirol die Förderaktion Kunst im öffentlichen Raum ein, die seitdem, also seit gut 12 Jahren, unter organisatorischer Betreuung der Tiroler Künstler:innenschaft die Realisierung entsprechender Vorhaben unterstützt, die „in Tirol stattfinden und sich mit den spezifischen Gegebenheiten der jeweils ausgewählten Orte auseinandersetzen“<sup>2</sup>. Die nur bedingte Identifikation der Kulturpolitik und -verwaltung mit diesem eigenen Kunstförderungsprojekt liest sich jedoch bereits an der Fördersumme ab, die hierfür zur Verfügung gestellt wird. Das Budget von 80.000 Euro (in den ersten

zwei Jahren waren es immerhin 100.000) ist eine besonders bescheidene Summe, wenn man sich die Kosten vergegenwärtigt, die in der Umsetzung solcher Vorhaben üblicherweise entstehen. Selbstredend, dass in dieser Summe keine professionelle Kunstvermittlung miteinberechnet ist, die jedoch dringend nötig wäre, um langfristig das Interesse einer breiten Öffentlichkeit an künstlerischen Interventionen jenseits des „geschützten“ Ausstellungsraums nicht nur punktuell zu wecken, sondern auch nachhaltig aufrechtzuerhalten. Dass es budgetär und organisatorisch auch anders gehen kann, zeigen in Österreich etwa die Stadt Wien mit ihrem KÖR-Programm, das Land Niederösterreich mit dem „public art“-Programm oder das Land Steiermark mit dem in Graz ansässigen Institut für Kunst im öffentlichen Raum.<sup>3</sup>

Trotz der vergleichsweise widrigen Rahmenbedingungen wird aber auch in Tirol Kunst im öffentlichen Raum umgesetzt, die sich keineswegs verstecken muss. Die zwei Projekte, die im Gaismair-Jahrbuch in den folgenden Gesprächen mit ihren jeweiligen Autorinnen vorgestellt werden, verfolgen nicht nur einen hohen künstlerischen Anspruch, sondern und vor allem fordern sie vom Publikum eindringlich die Auseinandersetzung mit brennenden Fragen der sich gerade im Zustand fortschreitender konservativer Reaktion befindlichen Gegenwart ein: Wo bleibt die vormals allseits propagierte, ja versprochene gesellschaftliche Gleichstellung von Männern und Frauen? Und was ist aus dem früheren Imperativ des sozialen Zusammenhalts und der Empathie mit den Schwächeren und Benachteiligten geworden?

*Katharina Cibulka*<sup>4</sup> SOLANGE-Projekt ist eine Serie temporärer Interventionen auf Baustellen, die sich die dort üblichen Staubnetze als Medium aneignen und in einer Ästhetik, die allgemein als weiblich identifiziert werden würde, mit pro-feminismus argumentierenden Sprüchen versieht. Eine männliche Domäne par excellence wird hier zum strukturellen Träger feministisch-emanzipatorischer Aussagen, die das Prozesshafte der Verhandlungsperspektive der Geschlechterverhältnisse herausfordern und somit den diesbezüglich permanent zur Disposition stehenden Status Quo. SOLANGE zieht durch die bewusste Verfremdung der Werbeästhetik, die üblicherweise auf solchen Trägern vorzufinden ist, den Blick auf sich, um in einem nächsten Schritt den Dialog mit den herbeieilenden PasantInnen einzuleiten, die sich nur schwer dem Sog der monumental wirkenden Arbeiten und deren Wortlaut entziehen können. Das Projekt beschränkt sich aber nicht nur auf die analoge Nutzung der Baustellen sondern operiert auch in den sozialen Medien, vorrangig auf Instagram, wo nicht nur die neuesten Bilder der installierten Arbeiten gepostet werden, sondern auch das Publikum – die FollowerInnen – als Lieferant von Spruchideen aktiv werden kann. Hier wird ein Bewusstseinsbildungsnetzwerk aufgebaut, das vor allem die Kernidee des Projekts weitertransportiert und nicht so sehr auf den Kunstcharakter der Arbeit beharrt.

*Carmen Brucic*<sup>5</sup> geht mit dem von ihr federführend initiierten „MobilitäterInnen“-Projekt sogar einen – durchaus radikalen – Schritt weiter: Sie übergibt dieses ursprünglich als Kunst im öffentlichen Raum konzipierte Vorhaben vollständig der Zivilgesellschaft und ihren gemeinnützigen Institutionen. „Die MobilitäterInnen“ wurden zunächst aus der Beobachtung geboren, dass im ländlichen Bereich

(aber nicht nur) eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben für diejenigen, die über keine individuellen Verkehrsmittel verfügen, tendenziell schwierig ist. Dies betrifft nicht nur Geflüchtete, sondern generell ältere wie junge Menschen, die an Orten mit schlechter Verkehrsanbindung leben. Carmen Brucic und ihr Team entwickelten einen Lösungsvorschlag für dieses Problem, das weit über die klassischen Möglichkeiten einer Mitfahrbörse reicht: Sie entwarfen – zunächst experimentell, dann unter Einbindung entsprechender gesellschaftlicher AkteurInnen – eine „Dramaturgie der Mitfahrt“, die den Beteiligten eine komplexe und zugleich positive Kommunikationserfahrung untereinander ermöglichte. Zudem wurde auch eine praktische Verkehrslösung gefunden und in einigen Tiroler Gemeinden sogar umgesetzt. Das Projekt war derart erfolgreich, dass es innerhalb kürzester Zeit und für ein Kunstprojekt völlig unüblich mit zwei Preisen für Klimaschutz und Nachhaltigkeit ausgezeichnet wurde. Das „MobilitäterInnen“-Projekt läuft bis heute weiter, ohne Zutun der Künstlerin.

Die zwei hier vorgestellten Kunst-im-öffentlichen-Raum-Projekte führen beispielhaft vor, was und wie viel möglich sein kann, wenn spannende künstlerische Vorstellungen auf brennende soziale Fragen unter entsprechend günstigen Rahmenbedingungen treffen. Die daraus hervorgegangenen künstlerischen Setzungen bieten *zugleich* einen hohen ästhetischen Anspruch, wecken die Lust auf Teilnahme und entwerfen praktisch umsetzbare Lösungen für konkrete Probleme. Sie liefern handfeste Argumente für eine dringende Aufwertung der Kunst im öffentlichen Raum hinsichtlich Finanzen, Organisation, Logistik und Vermittlung – für eine breite Anerkennung als eine das zivilgesellschaftliche Leben bereichernde Kunstform.

## Anmerkungen

- 1 Cameron Cartiere und Shelly Willis: *The Practice of Public Art*, New York London 2008.
- 2 Ingeborg Erhart im Vorwort der Publikation *Tiroler Künstler\*schaft* (Hg.): *Kunst im öffentlichen Raum Tirol 2007 – 2014*, Innsbruck 2016, S. 8, online abrufbar unter [https://www.koer-tirol.at/wp-content/uploads/2018/12/publikation\\_koer-tirol.pdf](https://www.koer-tirol.at/wp-content/uploads/2018/12/publikation_koer-tirol.pdf) (Zugriff 29.7.2020).
- 3 <https://www.koer.or.at/>, <https://publicart.at/de/>, <https://www.museum-joanneum.at/kioer> (Zugriffe 29.7.2020).
- 4 <http://katharina-cibulka.com/> (Zugriff 29.7.2020).
- 5 <https://carmenbrucic.tumblr.com> (Zugriff 29.7.2020).



Was erinnern – wie gedenken?

## Einleitung

In der Topographie des Terrors des Nationalsozialismus spielt das Lagersystem eine herausragende Rolle. Tirol war übersät von Stätten der Unterbringung für Zwangsarbeitskräfte; rund 32.000 schufteten im Herbst 1944 im Gauarbeitsamtsbezirk Tirol-Vorarlberg, um die Rüstungsproduktion, Infrastruktur und Ernährung sicherzustellen. Auf einen besonderen Typus von Lager macht *Erich Schreder* in seinem Beitrag „Das vergessene Lager: Das Durchgangslager Wörgl der Deutschen Arbeitsfront (D.A.F.)“ aufmerksam. 28.967 Frauen, Männer und Jugendliche aus Osteuropa, vor allem aus der Ukraine und Polen, und 2.792 aus Frankreich kamen zwischen Mai 1942 und September 1944 in Wörgl als zivile Arbeitskräfte und Kriegsgefangene an, wurden gegen Läuse und Krätze behandelt, aber auch an der Lunge untersucht, fotografiert, mit Personalausweisen ausgestattet und entsprechend ihren beruflichen Qualifikationen sortiert. Von Wörgl aus erfolgte die Verteilung der Menschen zur Zwangsarbeit in Tirol, Vorarlberg, Salzburg und Bayern. Bis heute existiert kein einziges Mahnmal in Tirol, weder eine Installation noch eine Gedenkstätte, ja nicht einmal eine Tafel erinnert an die Zwangsarbeitskräfte im Nationalsozialismus, die bleibende Werte geschaffen haben: Elektrizitätskraftwerke, Straßen, Brücken und Tunnel. Der Artikel von Erich Schreder ist ein Appell an Politik und Zivilgesellschaft, für die Errichtung eines Gedenkzeichens in Wörgl initiativ zu werden.

Seit September 2019 findet sich auch in Zell am Ziller ein Gedenkzeichen, das an den sozialdemokratischen Widerstandskämpfer Hans Vogl erinnert. Ein „Stolperstein“ vor dem alten Schulgebäude macht auf das Wirken des ehemaligen Lehrers und Direktors im Ort aufmerksam. In ihrem Artikel „Erster Stolperstein in Tirol für Hans Vogl. Eine persönliche Spurensuche“ vermittelt *Irmgard Bibermann* einen Einblick in den Umgang mit einem ermordeten Gegner des Nationalsozialismus und seinen Angehörigen in Zell, einem Dorf im Zillertal, das repräsentativ für beliebig andere Dörfer in Tirol steht. Die Familie Vogls lebte nach dessen Ermordung äußerst prekär, auch nach 1945 erfuhr sie keine materielle und moralische Genugtuung. Das Schweigen im Dorf erschwerte auch die innerfamiliäre Aufarbeitung, doch immerhin, vereinzelt gab es Menschen, die sich anständig verhielten, solidarisch zeigten und Hilfe anboten. Irmgard Bibermann stammt aus der Gegend. Ihr Beitrag veranschaulicht die Bedeutung der Regionalgeschichte und legt klar, dass es noch viele Geschichten zu heben gibt, die Fragen des Zusammenhaltes und der Zivilcourage, des Erinnerns, Vergessens, Redens und Schweigens, der Zugehörigkeit und der Heimat ohne Heimattümelei aufwerfen. Der Artikel fordert auf, darüber nachzudenken, wen wir im öffentlichen Raum (nicht) ehren wollen.

Im Zuge der Verlegung des Stolpersteins kam die Idee auf, auch Hilde Vogl mit einem Stolperstein zu verewigen. Das Unterfangen fand keine Zustimmung im Zel-

ler Gemeinderat, doch scheint eine Fortsetzung von Aktivitäten zugunsten der Ehefrau des getöteten Widerstandskämpfers nicht aussichtslos. Denn tatsächlich engt die Art des Gedenkzeichens inhaltlich ein, ist ein Stolperstein vermutlich nicht die geeignete Wahl für eine Erinnerung an Hilde Vogl. Stolpersteine wurden in den knapp 30 Jahren ihrer Verbreitung für Menschen verlegt, die aktive WiderstandskämpferInnen und Opfer des Nationalsozialismus waren. In der Regel verbüßten sie Haft- und Lagerstrafen, wurden gefoltert, ermordet, hingerichtet. Hilde Vogl war der Rachsucht der Nazis ausgesetzt gewesen. Das Einkommen fiel ins Bodenlose, das Regime hinderte die Kinder, eine gute Ausbildung zu absolvieren. Die Familie litt unter gesellschaftlicher Ächtung und Ausgrenzung, über das Kriegsende hinaus. Öffentliche Anteilnahme erhielten gefallene Soldaten: am Kriegerdenkmal, in öffentlichen Feierlichkeiten und Ansprachen. Sie nicht und auch ihr ermordeter Ehemann nicht. 1945 war keine Stunde Null, der Kampf um das Überleben der Familie gestaltete sich weiterhin mühsam, finanzielle und ideelle Wiedergutmachung ließ auf sich warten. So wie Hilde Vogl erging es vielen Frauen, deren Männer einen Beitrag zur Befreiung Österreichs vom Nationalsozialismus und zur Wiedererrichtung der Republik geleistet hatten. Sie öffentlich zu ehren, hieße all dies in den Blick zu nehmen und zu diskutieren, hieße die Opfer und Leistungen der betroffenen Frauen zu würdigen. Nicht mit einem Stolperstein, es braucht ein anderes Gedenkzeichen. Welches geeignet wäre? Darüber müssen die Zellerinnen und Zeller nachdenken und diskutieren, um schließlich selbst eine Entscheidung herbeizuführen.

„Ich habe meinen Vater Otto Grünmandl gefragt. Ich habe Antworten bekommen. Ich wollte mehr wissen und bedaure, dieses erworbene Wissen nicht mehr mit ihm teilen zu können.“ So beginnt „Grünmandl. Geschichte. Gedanken. Bilder“, der Beitrag von *Florian Grünmandl*, der die Leserinnen und Leser des Gaismair-Jahrbuchs zu einer Reise in die Vergangenheit und Gegenwart seiner Familiengeschichte einlädt. Er legt die Vielfältigkeit von Lebensläufen offen, die in die Habsburger-Monarchie zurückreichen, ebenso aber auch die Brüche durch die Nazizeit. Florian Grünmandl hat seinen Vater Otto<sup>1</sup> befragt, doch obwohl er Antworten erhielt, fiel es seinem sprachgewaltigen und wortgewitzten Vater schwer, über seine jüdische Herkunft und die Verfolgung in der NS-Zeit zu sprechen. In einer Ausstellung im Haller Stadtmuseum 2019/20 konnte der Hörspielautor und Kabarettist Otto Grünmandl auch von jungen Menschen wiederentdeckt werden, die digital aufgewachsen sind, geboren rund um das Jahr 2000, als der Lyriker und Erzähler starb. Sein Sohn Florian Grünmandl dokumentiert diese Spurensuche im vorliegenden Artikel und führt sie fort: „Es sind Erkundungsreisen in historische Brachlandschaften, Unorte des erzwungenen Vergessens, der Auslöschung und der verdrehten Tatsachen. Auch die erschütternde Gewissheit, die Wissenslücken nicht mehr schließen zu können, weil buchstäblich alles vernichtet wurde: Menschen, Briefe, Fotografien, Dokumente, selbst Grabmäler. Sich kein Bild mehr davon machen zu können, wie jemand gelebt oder ausgesehen hat, führt unweigerlich ins Vergessen, das ein Wiederentdecken verunmöglicht. Was bleibt: Die unerfüllte Sehnsucht, es dennoch wissen zu wollen.“

*Horst Schreiber* schließt den Schwerpunkt zum Vergessen und Erinnern im Gaismair-Jahrbuch 2021 mit dem Aufsatz „Intellektuell bescheiden, künstlerisch

anspruchlos: Die Neugestaltung des Kriegerdenkmals der Universität Innsbruck“. Es ist der Versuch, der Aufforderung der von der Universität für die Intervention am Denkmal eingesetzten Jury nach einem öffentlichen Diskurs nachzukommen. Bis jetzt war es fast ausschließlich das nationale Lager, das sich zu Wort meldete oder auch hinter den Kulissen Aktivitäten gegen das aktuelle Erscheinungsbild des Denkmals anstrebte. Eine Veranstaltung mit dem Austausch von Pro- und Kontra-Stimmen, die eine breite Debatte anstoßen hätte können, fand nie statt. Schreiber sieht die künstlerische Intervention der Universität als weitgehend gescheitert. Der Historiker führt zahlreiche Argumente an, weshalb ihm das erneuerte Denkmal ästhetisch einfallslos, politisch schlicht und in seiner Vermittlungsdimension banal erscheint. Dieser Befund wird wohl auf heftige – aber hoffentlich öffentliche – Gegenwehr stoßen, dies ist auch eines der Ziele dieses Beitrags. Die Universität möchte Menschen dazu bewegen, Antworten auf die Fragen am Gedenkzeichen zu geben. Daher muss die Auseinandersetzung weitergehen, schlägt Horst Schreiber vor: „So könnte die Universität in einem bestimmten Jahresrhythmus die StudentInnen einladen, Projekte für eine temporäre Intervention einzureichen. Diese zu diskutieren und eine der Einreichungen umzusetzen, würde die Studierenden aktivieren und das Denkmal ständig aktualisieren.“

## Anmerkung

- 1 Für einen anregenden Einstieg in die Biografie von Otto Grünmandl siehe <https://treibhaus.at/kuenstler/873/otto-gruenmandl?c=O> (Zugriff 16.8.2020).



# Literatur

## Einleitung

Paris – ein Fest fürs Leben? Hemingway war überzeugt davon, ihm wie vielen Schriftstellerinnen und Schriftstellern war die Stadt an der Seine immer schon Sehnsuchts- und Zufluchtsort. Was zog sie an der Stadt an, fanden sie, was sie suchten? In literarischen Streifzügen mache ich mich auf ihre Spuren, der erste Text widmet sich dem großartigen argentinischen Schriftsteller Julio Cortázar, der von 1951 bis zu seinem Tod im Jahr 1984 in Paris lebte.

Es folgen 9 kurze Spaziergänge durch Paris, sie führen zu Heinrich Heine, Gerard de Nerval, zu Marguerite Duras, Emmanuel Bove, zu Alejandra Pizarnik, Paul Celan und zu vielen anderen, die es nach Paris zog und die überzeugt waren, dort ihr Glück zu finden.

Der den Literaturteil abschließende Text ist eine Hommage an Paul Nizon, der einmal von Paris sagte: „All diese Stimmen, die hier in der Luft sind. Die ganze Geisterwelt, sie ist präsent im Kopf eines Menschen, der sich hier niederlässt und hier etwas verbringen will. Dieser Stadt muss man ja etwas beweisen. Sonst geht man jämmerlich unter. Ich wollte neuanfangen mit dem Schreiben – und man will es natürlich den Großen gleichtun. Man möchte das denkbar Größte aus sich herausholen.“

Das ist vielleicht die Antwort auf die Frage, was Künstlerinnen und Künstler immer schon an Paris anzog. Nizon lebt seit 1977 in Paris, wie sehr sich die Stadt in den vergangenen Jahrzehnten geändert hat, auch davon zeugt sein Werk.

Möge der Literaturteil seinen Leserinnen und Lesern Einladung sein, die Romane und Lyrikbände der genannten Autorinnen und Autoren zu lesen, denn Bücher sind gewiss ein Fest fürs Leben.